

Die geographischen Bedingungen des westpreußischen Landschaftsbildes.

Von FRITZ BRAUN in Dt. Eylau.

Das Wort „Landschaftsbild“ klingt gar ungelehrt, sozusagen dilettantenhaft. Ernste Männer dürften leicht auf den Gedanken kommen, die Dinge, um welche es sich bei diesem Begriffe handelt, könnten nur wesenloser Tand sein, glitzernder Zierat, die den Kern und das Wesen der erdkundlichen Wissenschaft kaum berühren. Wenn wir uns die Sache aber reiflich überlegen, werden wir wohl bald anders denken.

Mitunter vertiefte ich mich vor längeren Reisen geraume Zeit in das Schrifttum über diese oder jene Gegend, die ich unterwegs besuchen wollte, so daß ich mir eine ziemlich genaue Kenntniss von ihr verschafft zu haben glaubte. Wenn ich dann aber mein Ziel erreichte, traf ich oft genug anstatt eines alten Freundes einen völlig Unbekannten. Das lag nur daran, daß ich trotz aller Einzelkenntnisse keine rechte Vorstellung von den Landschaftsbildern des betreffenden Gebietes gewonnen hatte.

Ein eigenartiger Gau ist eine Persönlichkeit so gut wie ein großer Mensch. Auch das Wesen eines großen Mannes in seinem Bildnis richtig darzustellen, ist eine schwere Kunst. Da macht sich wohl ein Maler daran und bringt ein Bild zustande, das in allen Einzelheiten mit dem Gegenstande, den es darstellen soll, übereinzustimmen scheint. Wenn wir dann aber zurücktreten und das Ganze mit einem Blick überschauen, müssen wir kopfschüttelnd einräumen, es fehle etwas, es sei dem Künstler nicht gelungen, die Seele dessen einzufangen, den er auf die Leinwand bannen wollte. Bei manchem erdkundlichen Buch haben wir ähnliche Empfindungen. Es verschafft uns wohl eine Menge einzelner Kenntnisse, aber wenn wir es schließlich zuklappen, müssen wir uns trotz alledem gestehen: das Land, welches es uns schildern wollte, sei uns in seiner tiefsten Eigenart, in seinem persönlichsten Wesen beinahe noch ebenso unbekannt wie vorher. Dabei bewährt es sich eben, daß der Erdkundige nicht nur Gelehrter, sondern auch Künstler sein muß.

Noch immer warten wir beispielsweise auf eine Landeskunde von Deutschland, die uns voll zu befriedigen vermöchte. Gerade in den letzten Jahren sind eine ganze Reihe solcher Bücher erschienen. An dem einen rühmt man

diese, an dem anderen jene Vorzüge, aber immer wieder kommt man doch zu dem Schlusse: das solange ersehnte Buch über unser Vaterland sei uns noch immer nicht beschert worden. An Gelehrsamkeit fehlt es den Verfassern nicht, wohl aber an der künstlerischen Fähigkeit, viele Einzelzüge so zusammenzufügen, daß sie in ihrer Gesamtheit die tiefste Eigenart geographischer Individuen überzeugend und lichtvoll wiedergeben. Nicht ohne guten Grund spüren unsere Fachgenossen schon längst nach erdkundlichen Darstellungen in den Werken der Dichter. Wer vermöchte ein erdkundliches Buch zu nennen, das die Seele der böhmischen Bergwälder getreuer widerspiegelt als ADALBERTSTIFTERS schlichte Novellen? Und welcher Erdkundige hätte uns das Leben und Weben der Naturkräfte an den schimmernden Gestaden des Mittelmeeres unmittelbar, tiefer empfinden lassen als Joniens ewiger Sänger?

Es versteht sich von selbst, daß auch die größte Dichtung des erdfreudigsten Künstlers nicht schlechthin als erdkundliches Buch gelten kann, aber ebenso steht es auch fest, daß nur der in unserer Wissenschaft das Höchste zu erreichen, fast möchten wir sagen, zu erfliegen vermag, dem wir des Künstlers Namen zubilligen müssen.

Natürlich sollten wir die Anforderungen, die wir in dieser Hinsicht an den Erdkundigen stellen, schon aus äußerlichen Gründen je nach seiner Aufgabe sehr verschieden bemessen. Ein anderes ist es, wenn er den Gau zu beschreiben hat, in dem seine Wiege stand, ein anderes, wenn er sich anheischig macht, einen ganzen Erdteil zu behandeln. Tausend Stimmen reden zu mir, wenn ich die anmutigen Gefilde zeichnen soll, die ich als Knabe durchwanderte, während ich nur fremdes Licht zurückzustrahlen vermöchte, wenn ich die Erhabenheit der Wüste dem Leser fühlbar machen sollte. Aber ebenso wie sich ein berufener Historiker in die Seele von Männern versetzen kann, deren Staub die Winde längst verweht haben, so vermag auch der rechte Erdkundige die landschaftliche Eigenart solcher Erdräume zu begreifen, die sein körperliches Auge niemals erschaut hat, gerade so, wie unserem Schiller der Genius des Hochgebirges nahe war, obschon er nimmer der Berge Gipfelriesen erblicken durfte.

Nicht die Natur allein bietet uns die Bestandteile, welche in dem Begriff der Landschaft vereinigt werden. Auch bei der menschlichen Persönlichkeit verhält sich ja die Sache in mancher Hinsicht ganz ähnlich; brauchen wir doch nur Namen wie Friedrich der Große und Napoleon auszusprechen, um sogleich zu fühlen, daß selbst so beiläufige, an sich so wesenlose Dinge wie die Tracht eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Ausprägung des Persönlichen gewinnen können. So gehören zum Begriff der Landschaft auch alle Werke des Menschen, die Brücke, welche den Strom überspannt, die Wohnstatt, welche ihm Obdach bietet, der Tempel, dessen gen Himmel strebender Turm uns daran erinnert, daß nicht nur Irdisches auf Erden waltet. Wo diese Werke des Menschen verändert werden, ändert sich auch das Landschaftsbild. Wollen wir uns heute die Landschaft des alten Mesopotamiens,

des meerbeherrschenden Karthagos vergegenwärtigen, so erbieht sich nur die Phantasie als Führerin. Und nicht Jahrtausende sind erforderlich, um ein Landschaftsbild merklich zu verändern. Als ich anno 1912 wieder einmal wochenlang den Danziger Gau durchwanderte, den ich nur zwölf Jahre vorher verlassen hatte, fand ich meine alte Heimat nicht wieder. Zwischen dem Karlsberg und den Pelonker Höhen kreuzten sich die Straßen einer mir unbekannten Stadt, auf hohem Damm schnob das Dampfroß durch des Werders grüne Triften, und die stille Schuitenlake, wo dereinst unser schwanker Kahn fast im Entenflott stecken blieb, war zu dem breiten Kaiserkanal geworden, an dessen Steinböschung die Bugwelle mächtiger Seedampfer unwillig emporschäumt.

Im allgemeinen ist die Wandelbarkeit des Landschaftsbildes um so größer, je mehr es den Namen der Kulturlandschaft verdient. Über die Wüsten Afrikas und die entlegenen Wälder des nördlichen Kanadas mögen Jahrtausende dahingehen, ehe sich das Antlitz des Landes wesentlich verändert, während in alten Kulturländern schon die Einführung einer neuen Feldfrucht das ganze Landschaftsbild merklich zu beeinflussen vermag.

Für gewöhnlich sind die Erdräume, deren Landschaftsformen ein einzelner genauer kennen lernt, nicht allzu groß. Das Thema, das uns heute beschäftigt, würde ich nur hinsichtlich meiner westpreußischen Heimat und der Gestade des Marmarameeres zu behandeln wagen. Wenn ich jemals Gefahr laufe, meine Kenntnis anderer Gebiete zu überschätzen, brauche ich nur eine genaue Karte zur Hand zu nehmen und mir etwa die Frage vorzulegen: „Wie mag dieses Bachtal aussehen?, welchen Anblick wird jener Marktflecken gewähren?, wie müssen jene Teiche das Landschaftsbild beeinflussen?“, dann dauert es zumeist nicht allzu lange, bis ich zu der Überzeugung gelange, es sei vermessen, mich als Kenner des fraglichen Gaues aufzuspielen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Lehrling die Aufgaben seines Berufes oft für leichter hält als der Meister. So würde sich wohl mancher Dilettant, dem wir die Aufgabe nennen, welche uns heute beschäftigen soll, in gutem Glauben zu der Ansicht bekennen, es dürfte doch wohl nicht schwer sein, dieses engumgrenzte Thema erschöpfend zu behandeln, zumal, da Westpreußen eine eigentlich recht einförmige Bodengestalt besitze. Der Fachmann, der in der erdkundlichen Beschreibung dieses Erdraumes eine seiner wichtigsten Lebensaufgaben erblickt, kennt die tausend und aber tausend Fältchen und Runzeln, die das Antlitz der Heimat durchziehen und ihm erst in ihrer Gesamtheit seinen bezeichnenden Ausdruck verleihen, viel besser.

Erklärlicherweise wird der Erdkundige, der uns die Landschaftsformen irgendeines Gebietes schildern soll, um so mehr gemüthlichen Anteil an seiner Aufgabe nehmen, je näher das betreffende Land seinem Herzen steht. Daraus möchte ich beispielsweise folgern, daß nur der eine rechte Heimatkunde zu schreiben vermag, welcher in dem Gau, den er uns vor Augen führen soll, selber Heimatsrecht besitzt. Sollte ich heute nach Westfalen gehen, um ein

solches Buch zu schaffen, so könnte durch meine Arbeit ein Werk zustandekommen, das vom erdkundlichen Standpunkte aus diesen oder jenen Vorzug besäße, aber das, was man letzten Endes unter einer Heimatkunde verstehen soll, würde es schwerlich werden. Erst wenn ich Jahr und Tag in jenem Gebiet gelebt und sein Genius in Sommerpracht und Wintersturm zu mir gesprochen hätte, wäre ich vielleicht in der Lage, den Söhnen der roten Erde ihre Heimat recht zu schildern, das heißt mit Worten, die sich an ihren Verstand wenden und doch das Herz rascher und wärmer schlagen lassen. Das eine wollen wir also bei dieser Gelegenheit feststellen, daß eine richtige Heimatkunde nicht nur vom logisch-wissenschaftlichen, sondern auch vom ästhetischen Standpunkte aus gewürdigt werden muß. Ebenso wie ich mich wohl entrüstet von dem Arzte abwenden möchte, der mir ein Bild meiner Mutter nur von physiologisch-anatomischen Gesichtspunkten aus zeichnen wollte, ebenso sollte ich auch dem den Laufpaß geben, der mir die mütterliche Scholle zu schildern unternähme und ein Werk zustandebrächte, an dem Gefühl und Gemüt, Phantasie und Naturliebe, und wie diese guten Geister der Menschheit alle heißen mögen, keinerlei Anteil besäßen, bei dessen Niederschrift die Grazien schamhaft ihr Haupt verhüllten.

Ehe wir uns den einzelnen Landschaftsformen zuwenden, die wir in unserer Heimatprovinz finden, dürfte es sich empfehlen, auch die meteorologischen Einflüsse, alles das, was wir unter dem Namen Klima zusammenfassen, kurz zu streifen, da dessen Bedeutung für die Pflanzenwelt und damit auch für das Landschaftsbild wohl unbestritten ist.

Die Aufgabe, das Klima Westpreußens zu schildern, ist um so reizvoller, da wir uns hier in einem Übergangsgebiet befinden. Gerade in unserem Weichsellande verschwinden eine Reihe von Pflanzenformen, die dem Deutschen sonst wohl vertraut sind, und andere treten an ihre Stelle, die uns die Nähe der ungeheuren russischen Landmasse ahnen lassen. Überkommen uns dabei nicht ähnliche Gefühle, als wenn wir von dem Sommer in den Herbst hineinpilgern? Nirgends begegnet uns eine schroffe Grenzlinie, kaum jemals haben wir das Gefühl, nun liege das Alte abgeschlossen hinter uns und mache dem Neuen Platz, und doch fühlen wir uns inmitten einer großen Entwicklung, die sich mit logischer Folgerichtigkeit vollzieht. Ebenso scheint uns auch das Neue mitten im Alten entgegenzutreten, wenn wir zum ersten Male den Flötenruf des Karminimpels hören oder im winterlichen Walde einen Flug großer, zur östlichen Form gehöriger Dompfaffen beobachten, und mit ähnlichen Gefühlen schauen wir vom Rain der großen Buchenwälder des Elbinger Oberlandes gen Osten, wo andere Hölzer diesen adligen Waldbaum ersetzen müssen.

Gerade in solchen Übergangsgebieten, wie deren Westpreußen eines ist, muß man für örtliche Eigentümlichkeiten des Landschaftsbildes weniger die geringen Unterschiede in der Wärmeverteilung als vielmehr die größere oder geringere Güte des Bodens, den besseren oder schlechteren Windschutz, den

verschiedenen Einfallswinkel der Sonnenstrahlen und ähnliches mehr verantwortlich machen. Ebenso wie am Golf von Ismid dürftige Heiden und Haine sturmgekrümmter Eichen, die uns fast nordisch anmuten, nur wenige tausend Schritt von den Olivengärten der Küste entfernt sind, finden wir auch bei uns in Westpreußen dicht neben prächtigen Waldgründen, in denen lichtdurchflutete Rotbuchen blumige Wiesen freundlich umhegen, steinübersäte Halden, auf denen nur Besenginster, Heidekraut und Birkengebüsch ihr Dasein fristen, und kaum haben wir den Rand der blumenreichen Weichselparowe erstiegen, so geht's vielleicht quer durch ein Roggenfeld, dessen sandige Halden dem Pflüger mitunter kaum das Saatgut zurückerstatten. Unter solchen Umständen müssen wir stets auf der Hut sein, damit wir nicht das Klima für Dinge verantwortlich machen, die in Wirklichkeit auf ganz andere unauffällige, örtliche Gründe zurückgeführt werden müssen. Um solcher Versuchung nicht zu erliegen, wollen wir beispielsweise stets dessen eingedenk bleiben, daß die empfindliche Rotbuche keinen Teil unserer Provinz, auch nicht die höchsten Punkte des kassubischen Berglandes, aus klimatischen Gründen meidet.

Von großem Einfluß auf das Landschaftsbild Westpreußens ist auch die Tatsache, daß in unserer Heimat zwei Formen des Klimas miteinander in beständigem Kampfe liegen und bald die ozeanische Witterung Westeuropas, bald das Landklima Rußlands das Feld behauptet. Deshalb dürfen wir einem Westdeutschen, der an den Weichselstrand reist, kaum bestimmte Angaben darüber machen, wie es bei seiner Ankunft in der Ostmark aussehen werde. Bald herrscht dort, wie in diesem Jahre (1918), schon in den ersten Tagen des Mai eine solche Dürre, daß wir glauben möchten, es sei Hochsommer, bald dauert in einem regenreicheren, kühleren Frühling die frische Lenzstimmung bis tief in den Juni hinein. Wer die Weichselwerder nur an den regenschweren Tagen eines feuchten Hochsommers kennen lernte, wird sie in den glühenden Juliwochen eines dürren Jahres kaum wiedererkennen, wenn die Lehmschollen der Landstraßen unter der Hitze barsten und die staubgefüllte Luft es der Sonne leicht macht, Abend für Abend ein herrliches Feuerwerk hervorzuzaubern. Und im Winter muß man auf ähnliche Unterschiede gefaßt sein. Bald glitzert schon im November die Schneedecke im hellen Strahl der Wintersonne, bald finden wir noch im Januar Bilder, wie sie für den Spätherbst bezeichnend sind, Landschaften, deren auffälligsten Farbton ein sattes, aber mißfarbenes, nur von Nässe und Verwesung kündendes Grün bildet.

Es ist merkwürdig, daß gemeinhin bei der landschaftlichen Schilderung einer Gegend die atmosphärischen Vorgänge, die für sie bezeichnend sind, entweder gar nicht gewürdigt oder doch nur ganz einseitig geschildert werden, obgleich jeder Maler weiß, daß erst die Luftstimmung einer Gegend ihr bezeichnendes Gepräge zu verleihen pflegt. So unterlassen es Reisende, welche das tiefe Blau des griechischen und italienischen Himmels preisen, fast immer,

hinzuzufügen, daß die Wolkengebilde dort um so reizloser sind. Während der langen Zeit, die ich am Bosporus zubrachte, erlebte ich nur ein einziges Gewitter, bei dem sich schöngeformte Haufenwolken über den Uferbergen der Meerenge hoch und wuchtig emportürmten, ein Schauspiel, das die Culmer und Graudenzler zuzeiten beinahe Tag für Tag genießen können. Ob sich aber jemals einer dessen bewußt wird, daß diese Erscheinungen eine auszeichnende Eigentümlichkeit seiner Heimat sind, mit der ihm manche schönere Zone nicht aufzuwarten vermag? — Leider gilt auch hier das Bibelwort, daß dem gegeben werden soll, der sich schon reicher Habe erfreut; finden wir doch die schönsten Wolkengebilde an den Ufern der breiten Ströme und blauen Seen, während über den eintönigen Halden der weiten Sandgebiete der Himmel solche frohen Farbenspiele weit seltener zum besten gibt. Auch der Maler sollte sich dies gesagt sein lassen! Wenn er über den Zinnen und Söllern der Marienburg Wolken über Wolken türmt, zwischen denen nur hier und da ein breiter Lichtstrahl zu den roten Ziegeln herniedergleitet, wenn er den schlanken Himmelsweiser des Danziger Ratsturmes auf dem schnee-weißen Hintergrund leuchtender Sommerwolken zeichnet, gleicht er nicht einem findigen Kopfe, der nach billigen Wirkungen hascht, sondern er zeigt uns gerade auf solche Weise Bilder, wie sie für unsere Heimat bezeichnend sind.

Nur auf Unterschiede in dem Zustande der Atmosphäre ist es bisweilen zurückzuführen, daß dieselbe westpreußische Landschaft auf verschiedene Besucher einen ganz verschiedenen, ja geradezu entgegengesetzten Eindruck macht. Sie können bei solcher Lage der Dinge mit ihrem Urteil beide recht haben. Hättest du den Geserich-See bei Dt. Eylau immer nur an klaren Frühlings- und Herbsttagen geschaut, wenn der Blick fast unbegrenzt ist und die fernsten Gegenstände zwar kleiner, aber kaum undeutlicher erscheinen als die nächste Nachbarschaft, so möchtest du dieselbe Landschaft an einem dunstigen Sommertage, wo alles einander nähergerückt ist und die Ferne in weißgrauem Schimmer verfließt, kaum wiederzuerkennen. Dabei wollen wir eigens hervorheben, daß nicht etwa sogenanntes „schlechtes Wetter“ für alle Landschaften auch in gleicher Weise eine ungünstige Stimmung zu bedeuten braucht. So erscheinen beispielsweise die Täler des pommerellischen Waldgürtels zwischen Oliva und Lauenburg bei einem warmen Sommerregen in der tauigen Frische ihrer schwellenden Laubmassen mitunter noch anmutiger als sonst, während die Kiefernknäuel der Sandirhalden bei solchem Wetter oft geradezu trostlos ausschauen, obgleich auch diese Landschaft ihre eigenartige Schönheit besitzt, wenn der tiefblaue Sommerhimmel, der lichtgelbe Sand und die blauschwarzen Kiefern ebenso farbenfrohe wie eindrucksvolle Gemälde liefern.

Aber mag der Einfluß, den Wind und Wetter, den Sonnenschein und die wandernden Wolken auf die Landschaftsbilder ausüben, noch so groß sein, viel wichtiger ist natürlich die Oberflächengestalt der Erde selbst, müssen wir doch mit ganz anderen Voraussetzungen rechnen, je nachdem wir uns

in dem Gebiete der Endmoräne, im Bereich der Grundmoränen, auf den eintönigen Halden der Sandirflächen oder auf dem Schwemmlande der großen Ströme befinden. Während wir in den Endmoränen aus tiefen Tälern zu stattlichen Hügeln emporsteigen und oft Mühe haben, das Gewirr von Schluchten und Bergrücken zu entwirren, das auf den Raum weniger Quadratkilometer zusammengedrängt ist, wandern wir im Bereich der Grundmoräne in leicht gewelltem Lande, das aber recht anmutig sein kann, wenn allerorten buchtenreiche Seen aufblitzen und ährensichere Getreidefelder von der schattigen Chaussee bis zum Raine des Buchenwaldes emporsteigen. Selbst in den Sandirgebieten wirst du manch lohnendes Ziel finden, wenn du dich einem ortskundigen Führer anvertraust. Der ist sich sicherlich darüber klar, daß dort der Wald in landschaftlicher Hinsicht lange nicht die Bedeutung hat wie in den Moränengebieten, wo infolge des ausdrucksvollen Bodenreliefs fast jedes größere Waldrevier seine eigenartigen Reize besitzt. In den Sandirgebieten sind die Wälder viel dürftiger ausgestattet, und in manchem 40—50 qkm großen Kiefernbestande läßt sich kaum etwas anderes erwandern als die Erkenntnis, daß ein Revier des Heidewaldes dem nächsten aufs Haar gleicht. Deshalb wird hier der Wanderer, wo es nur irgend angeht, die Ufer der raschen Heideflüßchen aufsuchen, die in laubreichem Tal — Birken und Erlen sind ihre getreuen Begleiter — in anmutigen Windungen dahinströmen, bald blumenreiche Wiesen mit mächtigen Flußbogen umspannend, bald über riesige Felsblöcke unwillig hinwegbrausend, bald zäh und eigenwillig an dem gelben Steilufer nagend, von dem erst in der letzten Nacht eine junggrüne, lebenslustige Birke hinabstürzte.

Welcher nordostdeutsche Geograph hätte sich nicht schon über jene Leute geärgert, die immer wieder von der norddeutschen Tiefebene sprechen und so in manchem Hirn die Vorstellung wecken, unsere Heimat sei so eben wie eine Tischplatte und gleiche darin etwa den Pußten Ungarns oder den Fruchtgefilen der Lombardei. So kommt es denn, daß mancher Westdeutsche, der die Kassubei oder die Elbinger Höhe besucht, sich nicht minder überrascht fühlt wie der Westpreuße, der zum erstenmal ins deutsche Mittelgebirge gereist ist. Jenem ist die Landschaft in der Tiefebene nicht flach genug, und dieser sucht im Mittelgebirge vergeblich nach den himmelhohen Bergen, die ihm seine Einbildungskraft ehemals vorspiegelte.

Bei dieser Gelegenheit verlohnte es sich wohl, die Frage aufzuwerfen, ob man überhaupt von westpreußischen Bergen sprechen dürfe. Mit einem rein mathematischen Maßstab kommt man dabei nicht aus. Der hinterpommersche Reveköl, der vom Ufer des Garder Strandsees sogleich zu 115 m Höhe ansteigt und stundenlang in dem Gesichtskreis des Schiffers bleibt, der auf raschem Dampfer an der Küste Pommerns entlang fährt, verdient den Namen eines Berges sicherlich mindestens ebensogut wie manche Erhebung des deutschen Mittelgebirges, die trotz ihrer 700 oder 800 m Meereshöhe doch nur einen recht unbedeutenden Buckel auf einer ausgedehnten Hoch-

fläche bildet. Gerade in der Erdkunde darf man nie vergessen, daß alle Erscheinungen im Verhältnis zu ihrer Umgebung gewürdigt werden müssen. Jene Birkenbestände Islands, die der Reisende ausführlich beschreibt und auf zahlreichen Lichtbildern festzuhalten sucht, würden, wofern sie in Schottland oder Norwegen wüchsen, keinerlei besondere Beachtung finden, und von der Schneekoppe möchte um ihrer Höhe willen niemand viel Wesens machen, wenn sie zu den Vorbergen der bayerischen Alpen gehörte. So bedeuten auch für uns Erhebungen wie der Turmberg oder die Elbinger Höhe ganz etwas anderes wie für den Bewohner Mitteleuropas. Außerdem sollte sich jeder, der die Landschaftsformen eines bestimmten Gebietes zu schildern versucht, nach Möglichkeit an die Bezeichnungen halten, die bei seinen Bewohnern gang und gäbe sind. Wollte ein Geograph, um sich nicht an den allgemeinen Begriffen der physikalischen Erdkunde zu versündigen, unsere westpreußischen Berge in Hügel umtaufen, so käme er mir ebenso närrisch vor wie ein Mann, der aus gleichem Grunde das Steinhuder Meer zum „See“ machen wollte.

Unserem westpreußischen Landvolk wird man seine „Berge“ doch niemals rauben. Für diese Menschenkinder, die gemeinhin auf der Scholle der Heimat ihre Erdenpilgerschaft beginnen und abschließen, bedeuten Höhen, wie wir sie bei Brentau und Ostritz, bei Elbing und Fiedlitz finden, etwas nie Übertroffenes. Als halbwüchsiger Junge belauschte ich einmal das Gespräch von Landleuten, die vor mir her von Pietzkendorf in den Brentauer Kessel hinabstiegen. Es drehte sich darum, ob in Amerika, wohin Verwandte von ihnen ausgewandert waren, wohl auch solche „Gebirge“ zu finden wären. Diese Frage wurde nach allen Seiten erörtert und beleuchtet, konnte jedoch schließlich nicht in einer Weise gelöst werden, die allgemeine Billigung gefunden hätte. Ebenso pflegte ein alter Ohm von mir, der Sonntags gern über Dreilinden und Mattemblewo nach Oliva pilgerte, dieses Vorhaben mit der Bemerkung anzukündigen, daß er ins „Gebirge“ wolle, wobei die Bemerkung nicht nur scherzhaft gemeint war. Daß wir Westpreußen nicht von Bergen reden dürfen, wenn wir uns an die Regel halten wollen, diesen Ehrennamen nur solchen Punkten zu geben, die mehr als 500 m Meereshöhe haben, ist ja klar; es fragt sich nur, ob die Heimatkunde und ihre Vertreter sich an solche Bestimmungen halten sollen. Mir für meine Person gilt in solchen Fällen der Sprachgebrauch der Menschen, für die ich Heimatkunde schreibe, mehr als das allgemeine Gesetz, und ich sehe lieber ihnen „aufs Maul“ als in die Tabellen gelehrter Bücher. So möchte ich denn auch behaupten, daß es in Westpreußen der Berge genug gibt, das heißt solche Punkte, die hoch genug sind, um weithin sichtbare Landmarken zu bilden, und sich so entschieden über ihre Umgebung erheben, daß wir ein ziemliches Maß von Arbeit zu leisten haben, um ihren Gipfel zu ersteigen. Nicht alle Königsberger sah ich in meiner Studentenzeit lachen, wenn ihnen am Fuße des Galtgarbens, der seinen Sockel vielleicht um 60 m überragt, eigens Berg-

stöcke angeboten wurden und auf den Schildern der Wegweiser wohlgemeinte Knüttelverse die Freuden und Beschwerden des Bergsteigens schilderten. In Westpreußen finden wir Berge, deren relative Höhe wohl dreimal so groß ist. Um 170 m überragt der Turmberg den Spiegel des Ostritzsees, in der Elbinger Höhe ist die 100 m-Linie mitunter keine halbe Stunde vom Haff entfernt, und auch die Uferberge der Weichsel können mit relativen Höhen aufwarten, welche jene des Galtgarbens wesentlich übertreffen.

Noch heute ist es mir in der Erinnerung, wie ich dereinst als Quintanerlein von Klein Katz her, d. h. von der Landseite aus, zu dem Vorgebirge von Adlershorst emporgestiegen war und plötzlich in die Tiefe hinabschaute, wo die Menschen am schmalen Uferpfade so winzig klein wie Käfer hin- und herkrochen. Erst als ich fünfzehn Jahre später mit Ränzel und Stab in die Klamm des kleinasiatischen Sakariaflusses hineinwanderte, kam mir die Tatsache, daß unsere Mutter Erde eigentlich ein recht runzliges Antlitz habe, wieder einmal mit gleicher Stärke zum Bewußtsein.

Deshalb wollen wir Erhebungen wie den Turmberg, die Waldberge im Norden des Schmelztales, den Graudenzer Schloßberg oder den Nawraberg am Rande des Drewenztales ruhig als Berge gelten lassen, schon um dem deutschen Sprachgebrauch und dem Begriffskreise unserer westpreußischen Landsleute keine Gewalt anzutun.

Wie scharf das Relief unserer Heimat stellenweise herausgearbeitet ist, wird uns in den Wäldern, die der Wanderer mit Vorliebe aufsucht, viel weniger klar als im waldlosen Hügellande. Macht doch das Danziger Gelände kaum irgendwo einen so gebirgigen Eindruck wie in dem Brentauer Talkessel, der dem Danziger den Cirque de Gavarnie schlecht und recht ersetzen muß, und auch in anderen Gegenden sammeln wir gleiche Erfahrungen. Im Gwisdzynzer Busch und im Westen des Bismarckberges finden wir im Neumärker Gau ganz ähnliche Höhenunterschiede, aber während dort in dem laubreichen Revier alle Falten gemildert und geglättet erscheinen, klaffen hier die Täler wie tiefe, offene Wunden. Wirken doch auch Kliffküsten am Meer und Steilufer an den Flüssen viel gewaltiger, wenn das nackte Erdreich am Abhang zutage tritt. Um das zu erkennen, braucht man nur das Weichselufer bei Böslershöhe mit den Bingsbergen und die Steilküste bei Adlershorst mit dem Haffufer bei Reimannsfelde zu vergleichen. Fast könnten wir uns denken, daß ein Landschaftsgärtner, der im westpreußischen Hügellande die Abhänge eines Tales in einen waldartigen Park verwandeln sollte, absichtlich mit nicht unerheblichen Kosten eine steile Lehmwand hervorzauberte, um seinem Park einen größeren, heroischeren Zug zu verleihen.

Weit häufiger als einzelne Berge, die sich nach allen Seiten entschieden abheben, sind auch in unserer Heimat Berglehnen, die sich meilenweit in der Landschaft verfolgen lassen. Ihr Dasein haben diese Berglehnen wohl ausnahmslos dem Wasser zu verdanken, mögen sie nun der Erosionsrinne eines Stromes das Geleit geben, einem tiefeingeschnittenen Rinnensee folgen

oder ihren Fuß in den Wogen der See oder des Haffs benetzen. Ja, man möchte fast sagen, je tiefer man selber hinabsteigt, desto bergiger erscheint einem das westpreußische Land. Wie eintönig dünkt uns nicht auf weiten Strecken das Gelände zu den Seiten der Eisenbahn, die von Konitz nach Schneidemühl führt, obgleich uns die Höhenmarken an den Stationsgebäuden recht ansehnliche Werte angeben, und wie prächtig nehmen sich nicht die Bergreliefs zu beiden Seiten der Weichsel aus, wenn wir in kaum 30 m Meereshöhe auf der Kuppe des mächtigen Dammes von Graudenz gen Culm pilgern!

Wenn ich fröhlicher Jugendtage gedenke und die lockende Weise: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“ in mir widerhallt, denke ich dabei sicherlich an eine westpreußische Landschaft, deren anmutiger Hintergrund von einer jener grünen Berglehnen gebildet wird, die für unsere Heimat so bezeichnend sind, mögen es nun die waldigen Höhen Pelonkens sein oder der grüne Hang zwischen Neustadt und Lauenburg, mag es sich um die Trunzer Berge am Frischen Haff oder um die freundlichen Waldhänge bei Rehhof und Rachelshof handeln.

Im allgemeinen wird von unseren Landsleuten die landschaftliche Bedeutung des Weichseltals sehr unterschätzt. Sicherlich gibt es in Westpreußen Landschaften genug, welche durch eigenartige Reize manche Abschnitte des Weichseltales weit in den Schatten stellen. Ob diese Behauptung wohl jemand bezweifeln möchte, der von ragender Bergeshöhe in die dämmerige Nacht der Waldtäler blickte, welche die Cadiner Rehberge in ein geheimnisvolles Labyrinth verwandeln? Ob der ihr widersprechen würde, der auf raschem Dampfer zwischen den Waldufern des Geserich dahinglitt oder sich am Strande des Ostritzsees neben uns in den Sand bettete, wenn die Morgensonne ihre Strahlen zu den stillen Waldtälern herniederfluten läßt, hinter denen groß und düster der Turmberg aufsteigt? — Wir glauben es kaum, und doch vermag es keine jener Landschaften an Würde, fast möchten wir sagen an menschlicher Größe mit den Glanzpunkten des Weichseltales aufzunehmen, weil dem breiten, von waldigen Höhen begleiteten Tale des großen Stromes außer den Reizen der Natur auch noch jener, nie völlig zu ergründende Zauber eigen ist, der sich von dem Begriff der Kulturlandschaft nicht trennen läßt. Wie wir mit einem wirklich bedeutenden Menschen Jahr und Tag zusammenleben möchten, ohne seiner je überdrüssig zu werden, so können wir auch im Weichseltal von Thorn bis Danzig pilgern, ohne je auszurufen, es sei doch immer dasselbe, denn wenn auch das Wesen der Landschaft stets das gleiche bleibt, so verleihen ihr doch unzählige kleine Züge, die nie wiederkehren, immer neue Reize, und mag die natürliche Lage der Weichselstädte sich mitunter noch so ähnlich sehen, so sind sie alle doch Individuen und Persönlichkeiten, die nie wiederkehren; Culm ist nicht Neuenburg und Graudenz nicht Marienwerder; ja selbst Dirschau und Marienburg, die Brückenköpfe der Weichselniederung, sind einander so unähnlich, wie es Geschwister nur eben sein können.

Nicht minder wie die Bodenform geht den, welcher sich mit den Landschaftsformen Westpreußens vertraut machen möchte, die Waldverteilung in diesem Gebiete an. Gerade über den Einfluß des Waldes auf die norddeutschen Landschaftsformen habe ich mich schon des öfteren ausführlich ausgelassen, zuletzt in dem Jahrgang 1917 von Hettners „Geographischer Zeitschrift“. Es ist aber mit diesen Dingen eine eigene Sache. Es handelt sich dabei um so unzählige Erscheinungen, daß man, mochte man es sich auch noch so sauer werden lassen, später beim Lesen solcher Arbeiten immer das Gefühl hat, es handele sich dabei nur um eine Einleitung, und man müsse sogleich wieder zur Feder greifen, um den Stoff weiter auszuspinnen. Zweifellos besitzt gerade Westpreußen, das noch im Bereich der Rotbuche liegt und gleichzeitig auch schon manche Annäherung an nordöstliche Waldformen zeigt, einen erstaunlichen Reichtum an wesensverschiedenen Waldbildern. Auf den Neustädter Bergen spannen ungeheure Rotbuchen ihre Laubgewölbe über den bescheidenen Wallfahrtskapellen aus, und schon im Bankauer Forst findet der Danziger große Bestände mächtiger Kiefern, welche ihm die eigentümliche Schönheit dieses Waldbaumes so recht vergegenwärtigen. Nicht weit von den lichten Birkenwäldern im Ossatal finden wir tiefdunkle Fichtenhaine, in deren nächtigem Schatten zur Hochsommerszeit der Sumpfreizker wuchert, und neben dürftigen Heidewäldern fehlt nicht die etwas geile Laubfülle des Auwaldes. Wie leicht spricht sich nicht das Wörtchen „Mischwald“ aus, und welche Fülle der Erscheinungen fällt nicht unter diesen Begriff! Hier gesellt sich zur Kiefer die himmelanstrebende Rotbuche, dort der knorrige Hornbaum. An einer anderen Stelle wird das Laubholz wieder von weißrindigen Birken oder großblättrigen Haselbüschen gebildet, während in dem nächsten Forstrevier die sumpfigen Gründe den Erlen, die sandigen Kuppen der Kiefer gehören. Dabei bevorzugt die Fichte ganz auffällig die östlichsten Striche der Provinz. Allerdings ist es noch fraglich, ob wir diese Ausdrucksweise wählen dürfen. Vermutlich schreibt sie diesem Baume eine viel zu große Selbständigkeit zu, ist es doch ganz ungewiß, ob die Fichte in Westpreußen urwüchsig vorkommt. Jedenfalls finden wir aber auch in dieser Provinz Fichtenbestände, die sich sehen lassen können. Wer das nicht glauben will, braucht nur zu den Waldschluchten der Rehberge hinabzusteigen oder die Gräflich Finckensteinschen Forsten am Geserich-See zu durchstreifen, wo der Förster allerorten gezeigt hat, daß er auch als Landschaftsgärtner schöne Erfolge zu erzielen vermag.

Die Frage, welcher westpreußischen Waldform hinsichtlich der landschaftlichen Schönheit der Preis gebühre, ist nicht leicht zu beantworten, und wenn jemand sagen wollte, er lobe sich vor allem die tiefe Waldeinsamkeit, die unter den ragenden Fichten webt, oder einen Frühlingsmorgen im lichten Auwalde, wenn überall Sprosser und Finken schlagen, so müßten wir solche Ansichten wohl gelten lassen. Dennoch dürften uns wohl die meisten beipflichten, wollten wir jenen Buchenwäldern, welche die Hänge der Moränenberge in ihren lichtgrünen Mantel hüllen, den ersten Preis zuerkennen.

Wer sich von der Anmut der westpreußischen Wälder eine Vorstellung bilden will, sollte solche Bestände in erster Linie aufsuchen. Sein Weg führte ihn dabei zu den sonnigen Hügeln bei Neustadt, Sagorsch und Kielau. Von dem Ufer des Frischen Haffs mußte er den Bächen der Dörbecker Schweiz entgegenwandern, von Alt Christburg aus in die tiefen Gründe hinabsteigen, welche den alten, mitten im Laubwalde gelegenen Burgwall umgeben, und von Marienwerder nach den grünen Uferbergen bei Fiedlitz pilgern.

Wandert der Landfremde aus solchen stillen Gründen, über die im Lenz Anemonen und Leberblümchen ihren Blütenteppich spreiten, wo im Mai der edle Waldmeister duftet, an das Ufer eines breit hingelagerten Heidesees, in dessen Flut schlanke Kiefern ihre rotbraunen Stämme spiegeln, so wähnt er sich in einer ganz anderen Welt, obgleich die beiden Landschaften unter Umständen nur wenige Kilometer voneinander entfernt sind.

Noch immer erinnere ich mich dessen, daß ich als Knabe nach dem langen Winter unserer Heimat mitunter von einer Art Waldhunger befallen wurde. Ging's dann nach Heubude oder Bohnsack, so wurde das Leiden dadurch nicht gehoben, denn als echter, rechter Wald erschien mir, im Grunde genommen, nur der Buchenwald, wo das Licht aus Laubgrün und Sonnengold einen Augentrost zu schaffen weiß, der dem Auge so lieblich schmeichelt wie unserer Zunge der Rebensaft des Moseltals, dem der Waldmeister seinen würzigen Duft vermahlte.

Wald und Wasser, die beiden gehören in der westpreußischen Landschaft untrennbar zusammen. Ebenso wie ein Waldland ist Westpreußen auch ein Seenland, und wer es kennen lernen will, muß unermüdet und unermüdlich von einem Landsee zum andern pilgern.

Sehen wir ein schlichtes Städtchen mit einem stumpfen und einem spitzen Kirchturm, behaglich hingelagert am Ufer des Sees, der sich in der Ferne zwischen Feldern und Wäldern verliert, so rufen wir wohl, rasch fertig mit dem Wort, mit lehrhafter Handbewegung aus: „Seht da, ein typisches ostmärkisches Städtebild!“ Das Unglück will nur, daß diese angeblich typischen Städtchen fast immer auch eine ganze Menge individueller Züge haben, so daß schließlich nicht allzu viel Typisches übrig bleibt.

Ein schlichtes Städtchen mit riesenhaftem Wartturm, der neuerdings zum Kirchturm umgemodelt wurde. Daneben ein taufrischer Buchenwald, davor der blaue See: das ist Schlochau.

Ein glatter, vom Grün uralter Bäume umfangener Weiher, dahinter stattlich aufragend die Klosterkirche: das ist Karthaus.

Stille Ruhebänke an einem Baumgang junger Birken, dahinter eine mannshohe Fichtenschonung. Vor uns ein geräumiger See mit sanft gewellten Ufern, wo der Roggen blüht und der Klee duftet, und hinten, ganz hinten in einer anmutigen Bucht ein Haufe kleinwinziger Häuschen und ein paar schlanke Türme. So sieht Rosenberg aus, ganz anders als das benachbarte Eylau, wo sich die hohen Häuser an dem schmalen Paß zwischen dem Geserich-

see und dem Stadtsee so dicht zusammendrängen, daß der sonst so freiheitsstolze Geserich hier wirklich zum Stadtsee wird. Ganz anders mutet uns wieder Culmsee an, wo die mächtige Domkirche hinter der blitzenden Wasseroberfläche so groß und hoch emporragt, daß sie den Ton der ganzen Harmonie bestimmt. Doch wir wollen die Liste nicht zu lang machen! Wer sich ein solches Bild nach dem anderen besieht, dem werden an ihnen viel verwandte Züge auffallen, wer aber in der Ostmark daheim ist, wird verhältnismäßig selten Gefahr laufen, zwei Bilder miteinander zu verwechseln.

Neulich machte ich mir die überflüssige Mühe, mich über einen Aufsatz in den „Grenzboten“ zu ärgern, dessen Verfasser des langen und breiten ausführte, man könne es den Ostmärkern nicht verargen, wenn sie kein Heimatsgefühl hätten. Um das zu gebären und stark werden zu lassen, sei ihre Heimat eben schlechterdings zu eintönig und reizlos. Ich habe das eigentlich nie empfunden, obgleich ich mich während sechs langer, sonniger Jugendjahre an des Bosphorus grünen Ufern, an des alten Nicomediums epheumwucherten Mauern, in den Kastanienwäldern des Athos und in Siziliens Orangenhainen umhergetrieben habe. Schaue ich heute vom steilen Ostufer des Ostritzsees zu der waldigen Höhe des Turmberges herüber, lagere ich in der Raudnitzer Forst unter sonnendurchlochten Buchenkronen hoch oben am Bergeshang, tief unter mir zwei, drei buchenumrahmte Waldseen, schreite ich zur Abendzeit am Ufer des Swarroschiner Sees dahin, wenn der Seespiegel hier perlmuttern glänzt, dort wieder so fahl und farblos daliegt wie matter Stahl, so freue ich mich, ohne viel zu vergleichen und zu richten, schlicht und naiv der Tatsache, daß ich Landschaften vor mir sehe, deren Anmut in ihrer Art vollkommen genannt werden darf. Und ich bin überzeugt, daß jener herbe Kritiker der Ostmark mir Recht geben würde, hätten wir einen kurzen Sommer lang selbender mit Ränzel und Stab der Ostmark Fluren durchstreift.

Immer wieder wird sich der Wanderer darüber klar, wieviel von der landschaftlichen Schönheit unserer Heimat wir den Seen zu verdanken haben. Wie oft kommen wir in dem sanft gewellten Gebiet der Grundmoränen an kleineren und größeren abflußlosen Mulden vorüber, an denen nichts, aber auch gar nichts zu sehen wäre, hätte sich nicht das Wasser ihrer erbarmt und sie mit einem glitzernden Landsee geschmückt! Nun rasten wir gern droben am Bergeshang und freuen uns der blanken Flut, darin sich der Mond und die Sterne spiegeln. Und nicht einmal ihrer bedürfen wir am lichten Mai- und Juniabend, wenn der Wachtelkönig in den Wiesen ruft. Eine ganze Flotte von Zauberschifflein scheint dann auf dem glatten Spiegel zu kreuzen. Es sind schwimmende Bleßhühner; die winzigen Körper sehen wir nicht, nur die von den Vögeln aufgeworfenen Bugwellen leuchten in silberigem Glanze.

Zu solcher Zeit wird man sich darüber klar, daß wir auch in den anspruchslosesten Gegenden unserer Heimat stimmungsvolle Landschaften entdecken können. Die meisten Landseen Westpreußens sind aber viel reicher ausgestattet. Bald tauchen aus der Flut buchtenreicher Moränenseen begrünte

Inseln auf, bald spiegeln sich in dem tief eingeschnittenen Rinnensee ansehnliche Steilufer. Hier zeichnet ein regsames Städtchen die Türme seiner Kirchen, die schwarzen Luken der Speicher auf den glatten Spiegel eines Landsees, dort neigen sich die Äste der Waldbäume so tief zu dem glitzernden Gewässer hinab, daß der fette Hecht begehrlieh zu dem schmucken Buchfink emporschaut, der im Buchengezweig seine Frühlingsstrophe schmettert.

Ein so schaffensfroher Künstler wie LEISTIKOW wurde zeitlebens nicht müde, die Seen der Mark auf seinen Gemälden darzustellen. Immer wieder entdeckte er an ihnen neue Züge, jeder Landsee, den er kennen lernte, wurde für ihn zu einer Schönheitsoffenbarung. Unsere westpreußischen Landseen dürfen sich mit den märkischen an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Bildung wohl messen, denn wenn die Mark stattlichere Flußseen besitzt, so fehlen ihr dafür wieder Bergseen von dem Gepräge des Ostritz- und Brodnosees.

Vor allem dürfen wir nicht meinen, wir hätten das Wesen eines westpreußischen Landsees auch in landschaftlicher Hinsicht erschöpfend gekennzeichnet, wenn wir angaben, zu welchem Seentyp er gehört. Auch hier finden sich soviel individuelle Züge, daß wir in der Natur als Seenschöpferin die hohe Künstlerin wiedererkennen, die sich mit keiner Handwerksware zufriedengibt. Schon geringe Größenunterschiede können das landschaftliche Gepräge solcher Seen, die sich im übrigen recht ähnlich sehen, sehr wesentlich beeinflussen. Da treffen wir vielleicht in demselben Forst drei Seen, deren Rahmen von ganz ähnlichen Waldbeständen gebildet wird. Aber über dem kleinsten der drei schlagen die Kronen der Laubbäume beinahe zusammen, und wenn die Wildenten klatschenden Flügelschlages hochgehen, hast du fast die Empfindung, die Tiere wollten einem engen Behälter entfliehen. Keinem Maler würdest du's verargen, wenn er diese Landschaft schlechthin als Waldbild bezeichnete. Der nächste See ist mindestens doppelt so breit. Auch hier zeigt sich am gegenüberliegenden Ufer noch jeder alte Baum in voller persönlicher Eigenart, aber daneben wahrte doch auch der Spiegel des Sees soweit seine Selbständigkeit, daß die Landschaft am besten als „Waldsee“ bezeichnet werden könnte. Das dritte Gewässer übertrifft diesen Waldsee an Größe noch um ein Vielfaches. Sein breiter blinkender Spiegel fesselt deine Aufmerksamkeit viel mehr als das weit zurücktretende Waldufer. Wie geräumig seine Fläche ist, zeigt dir am besten das Pärchen schwarzer Milane, das darüber seine Kreise zieht. In mächtigen Flugbögen gleiten die königlichen Vögel dahin, und doch haben sie Raum genug und übergenuß für ihre minniglichen Spiele. Der Name „Waldsee“ wäre hier kaum noch an seinem Platz; würde die Bezeichnung „Landsee mit waldigen Ufern“ das Wesen dieses Gemäldes nicht besser wiedergeben? —

Man setzte mich arg in Verlegenheit, sollte ich auf die Frage, welche Seen der Heimat ich für die schönsten hielte, eine bestimmte Antwort geben. Ob ich wohl den Rinnenseen von der Art des Ostritzsees den Preis zuerkannte?

— Ob ich mich für jene stillen Waldseen entschiede, wie sie uns im Südosten der Provinz, zwischen Dt. Eylau und Strasburg, fast aus jedem Waldtal grüßen? — Am liebsten möchte ich die Antwort ganz schuldig bleiben; pflegt doch die augenblickliche Stimmung bei solchen Urteilen eine sehr große Rolle zu spielen. Allerdings will ich nicht verhehlen, daß ich in meiner Erinnerung den bergumhegten Ostritzsee wohl am freundlichsten hege. Oder sollte mir der Geserich nicht doch lieber sein? — Noch gestern rastete ich im Dämmerchein des Abends an seinem buschigen Ufer und zerbrach mir den Kopf darüber, warum in der waldumfriedeten Bucht zwischen dem Großen Werder und der Rosenberger Chaussee weite Flächen in Perlmutterschein glänzten, während dicht daneben die Flut farblos und dunkel zu schlummern schien. Wie durchgeistigt leuchtete da nicht das junge, zarte Grün der Rohrkampen, und wie geheimnisvoll spannen sich nicht die Nebelschleier am Erlenufer, hinter denen die Töchter der Flut den nächtlichen Reihen schlingen!

Unsere westpreußischen Landsleute geben sich noch immer nicht Mühe genug, die Seen der Heimat kennen zu lernen, obgleich diese freundlichen Gewässer schon manchen lebenswürdigen Fürsprecher fanden, wie vor jenen dreißig Jahren den alten Hauptmann **KARL PERNIN**, den die Begeisterung für die Heimatflur sogar zum einfältigen und herzenswarmen Dichter machte. Ob sein Büchelchen über die Kassubei und Tucheler Heide noch Freunde hat, die es im Ränzel mit sich führen? Mein verehrter Lehrer, der Königsberger Geograph **FRIEDRICH HAHN**, welcher von seinem Verfasser sonst gar nichts wußte — gemeinhin sprach er den Namen in niederdeutscher Mundart aus —, pries es nicht ohne Grund und meinte, er habe daraus hinsichtlich der Landesnatur jener Gegenden mehr gelernt, als aus mancher gelehrten Arbeit. In den letzten Jahren vor dem Kriege galt es in manchen Kreisen leider Gottes schon fast als „shoking“, allzu oft in der Provinz umherzuwandern. Zu Weihnachten gehörte man als moderner Mensch und Besitzer eines Bankguthabens ins Riesengebirge, im Lenz an die Riviera und im Hochsommer in irgendein Nordseebad oder aufs Gletschereis. Wie oft äußerte man mir sein Befremden darüber, daß ich, nachdem ich den Olymp, Ätna und Montblanc gesehen, noch am Turmberg mein Wohlgefallen haben könnte. Allerdings müßten, um das zu verstehen, die Westpreußen der heimischen Natur auch etwas mehr Teilnahme entgegenbringen und sich Mühe geben, ihre Eigenart nicht nur fühlend, sondern auch erkennend zu begreifen. Schon die Wandervögel sollten ihre Genossen, so oft es nur angeht, zu einer denkenden Betrachtung der Heimat anregen. Zur Zeit leben gar viele noch nach dem Bibelwort: „Mit sehenden Augen sehen sie nichts!“

Als ich vor zehn Jahren nach Graudenz kam, ließ ich meine Sekundaner einen deutschen Aufsatz schreiben: „Welche Plätze im Weichbilde meiner Vaterstadt sind mir die liebsten, und welches sind die Gründe dieser Vorliebe?“ In dem Aufsatz nannten sie fast ausnahmslos auch den Rudniker See, doch wäre der verraten und verkauft gewesen, der sich nach ihren Beschrei-

bungen ein Bild von diesem Gewässer hätte machen sollen. Schilderten sie doch den Rudniker See, als dessen bezeichnendste Eigenschaften wir seine freie Weite und das Spiel der Lichter auf der breiten Flut bezeichnen dürften, ausnahmslos als einen stillen, verschwiegenen Waldsee. Damals trommelte ich mir die Jungen kurzerhand zusammen und pilgerte mit ihnen zu den Stätten, denen angeblich ihr Herz gehörte. Dort fragte ich sie so lange danach aus, was sie nun eigentlich vor sich sähen, bis wirklich Darstellungen zustande kamen, die der Eigenart der Örtlichkeiten einigermaßen gerecht wurden.

Es ist ein trefflicher Gedanke der Naturforschenden Gesellschaft, daß sie die wissenschaftliche Erforschung unserer westpreußischen Seen auf ihr Programm gesetzt hat. Hoffentlich nehmen die Fachgelehrten, die sich der Aufgabe widmen sollen, auch den photographischen Apparat mit sich und denken von Zeit zu Zeit daran, daß es eine Disziplin gibt, die sich Erdkunde nennt, denn wie der Physiologe den Anthropologen, so macht auch der Biologe den Geographen nicht entbehrlich.

Dennoch täten wir unrecht, wollten wir über den zahllosen Seen der Provinz, die uns durch so mannigfaltige Reize erfreuen, die übrigen Gewässer Westpreußens, Ströme, Flüsse und Bäche vernachlässigen. So schön auch die Bergseen Pommerellens sein mögen, in deren Flut sich grüne Wälder, blumige Halden und freundliche Dörfer spiegeln, die gelbe Weichsel zeigt uns in ihrem breiten Tal und an ihren steilen Hängen eine noch weit größere Fülle sehenswerter Landschaften, die um so mächtiger wirken, weil hier die altersgrauen Zeugen einer großen Kulturperiode den bald freundlichen, bald großartigen Bildern eine eigene Würde und einen bedeutenden, geistigen Gehalt verleihen. Deshalb werden wir diese Strombilder auch dort zu schildern haben, wo wir uns mit dem Einfluß alter Kulturstätten auf das westpreußische Landschaftsbild beschäftigen.

Als ich die Landschaftsbilder an der ungeteilten Weichsel kennen lernte, war ich mittlerweile schon Sekundaner geworden. Vorher dachte ich bei dem Begriff der Weichsellandschaft nur an die Bilder, die sich mir eingeprägt hatten, wenn ich am Sonabend von Heubude nach Danzig pilgerte, hier und da ein plätschernder Fisch auf der stillen Fläche glitzernde Kreise hervorzauberte und im Westen die alten Türme der Hansestadt sich in durchgeistigter Klarheit an den Abendhimmel zeichneten. Oder ich erinnerte mich dabei der Landschaft, die ich vor mir sah, wenn der Dampfer von der Plehmen-dorfer Schleuse quer über die breite Strommündung dem Bohnsacker Landungssteg zustrebte und die gelben Sandberge und blauschwarzen Kiefern der Stranddünen, von denen sich die roten Ziegeldächer des Dörfchens so freundlich abheben, höher und höher emporstiegen.

Von den westpreußischen Flußbildern kannte der Danziger Gymnasiast nur die äußersten Gegensätze, die sich darunter finden lassen: die behäbige Mottlau, die bei Hochzeit und Sperlingsdorf die Schattenkühle unter den alten Weiden, Rüstern und Eichen so lieb gewinnt, daß sie sich von dem

wehenden Schilf an ihren Ufern, den Mummeln und Seerosen kaum zu trennen vermag, und die Radaune, das hurtige Kind der kassubischen Berge, das in dem tiefen Tale zwischen Lappin und Kahlbude gar übermütig zu dem gelben Lehmsturz und den steilen Waldbergen emporlacht, wenn sie wieder einmal über ein hohes Wehr oder einen Wall mächtiger Findlingsblöcke hinwegrauscht. Mit welcher Entdeckerfreude stieg der halbwüchsige Knabe nicht das erstemal von dem hohen Ostufer hinter Sullmin in diese anmutigen Gründe hinab, wo er eine ganz neue Landschaftsform der Heimat kennen lernte! Wohl reicher, aber nicht beglückender ging später dem Jüngling die Welt auf, als er zum erstenmal auf asiatischer Erde stand, oder Kretas, Siziliens sagenumwobene Höhen dem Meerfahrer ihren ersten Gruß entboten.

Und wieviel helle Freude hatte der Knabe nicht an den murmelnden Waldbächen, die überall aus den Tälern des pommerellischen Hügellandes dem Meere zueilen! Wie oft gedachte ich ihrer, als ich später den Wanderstab durch Länder trug, wo es nicht überall in den Bergen rauscht und klingt! Dabei brauche ich gar nicht an entlegene Weiten zu denken, denn schon im Süden unserer Provinz, etwa in den weiten Heidewäldern des Sandirs, kann man mitunter lange warten, ehe ein übermütiger Bach den Pfad kreuzt.

Dabei haben jene sandigen Halden allerdings alles Recht, auf ihre anmutigen Waldflüßchen stolz zu sein, deren Ufer sich wie Kränze und Gewinde grünen Laubes durch die eintönige Öde des dürftigen Kiefernwaldes dahinschlängeln. Aber auch anderswo bewähren sich die Flüsse als treffliche Landschaftsgärtner, wenn sie in saftigem Wiesengrund zwischen Feldern und Wäldern ihren Schlangenpfad verfolgen. Mögen die Steilhänge an den Stellen, wo der Talrand dem weiteren Vordringen ihrer Serpentinien eine Grenze setzt, die sie unwillig zurückzudrängen suchen, auch nur 5, 6 m hoch sein, mit ihrem leuchtenden Gelb bringen sie doch schon erwünschte Abwechslung in die grüne Farbensymphonie.

Für die Tucheler Heide und die ganze Hochfläche im Südwesten der Provinz bedeuten die Flüsse allerdings noch viel mehr. Steigen wir nach ermüdender Wanderung über ärmliche Halden in das Tal hinab, wo sich die Brahe, das Schwarzwasser durch die Wiesen windet und rechts und links das lenzige Laub der Birken an den Hängen flammt, dann ist uns zumute, als winkte dem lechzenden Gaumen ein frischer Trunk.

Ja, wir brauchen nicht einmal den Wanderstab zu ergreifen, um die landschaftliche Bedeutung der Heideflüßchen würdigen zu lernen. Jeder, der von Dirschau oder Laskowitz nach Konitz fährt oder von Bromberg gen Norden rollt, ist dazu wohl imstande. Gerade die Stellen, wo die Eisenbahn die laubreichen Flußtäler kreuzt, bilden die landschaftlichen Glanzpunkte dieser Bahnstrecken.

Wenn wir hier immer wieder von „Flüßchen“ sprechen, so geschieht das nicht etwa aus Vorliebe für süßlich klingende Verkleinerungsformen, sondern deshalb, weil so die Eigenart dieser Gewässer am besten gekennzeichnet wird.

Den Namen eines Flusses, eines rechten, ausgewachsenen Flusses, der beladene Schiffe trägt und den Schwimmer, der seine Flut kreuzt, wieder und wieder zwingt, mit weitausholendem Griff das Wasser zurückzudrängen, verdient kaum einer der westpreußischen Wasserläufe. Es ist, als ob die gewaltige Weichsel keinen Nebenbuhler neben sich dulden wollte. Am ehesten könnte noch die Drewenz auf jene Bezeichnung Anspruch machen, da sie um so ansehnlicher erscheint, weil sie in breitem Erosionstal dahinströmt. Sicherlich gehören Aussichten, wie sie uns etwa der Nawraber bei Neumark zeigt, zu den großzügigsten Landschaften der Provinz, mag ihre herbe Größe auch nicht jedem zusagen. Am anmutigsten sieht es hier am Sommerabend aus, wenn die Sonne sinkt und Schatten und Lichter das Bergrelief an den Seiten des breiten Tales beleben, wo nur hier und da ein Waldfleck zwischen Roggenfeldern und Kartoffeläckern seinen Platz behauptet hat. Welch ein Gegensatz zu den grünen Höhen, die das Neustädter Urstromtal begleiten! Dorthin gehört der fahrende Schüler, Jugendlust im Herzen, die Laute stimmend zu frohem Sang! Auf des Nawraberger einsamer Höhe kommen uns inmitten einer herberen Natur ernstere, männlichere Gedanken. Dort jenseits des freundlichen Städtchens kreuzte einst der deutsche Ritter zum erstenmal die Wehr mit dem fernhinsinnenden Könige der Polen und Litauer, der des Ordens Gebietigern wenige Tage später auf Tannenbergs Flur eine so furchtbare Niederlage bereiten sollte. Und auch heute ist der alte Hader zwischen den Germanen und Slawen noch nicht beendet. Hört sich's nicht an wie Kampfesweisen, wenn der Sturm um den Nawraber heult und seine freie Kuppe hinter Staubwolken verbirgt? —

Hier wie anderswo erblickt der Mensch in der Landschaft nicht schlecht hin den Wirkungskreis natürlicher Gewalten, wo der Wind die Düne auftürmt und der Regen die Furchen der Täler tiefer und tiefer gräbt; Berg und Tal sind ihm die eigene Wohnstatt, der Wirkungskreis seiner Ahnen, die Herberge rätselhafter Altvordern, die sich samt ihrer spärlichen Habe borgen in der tönernen Urne, in dem engen Grab. So begegnen uns allerorten Bilder, denen wir den Namen der Kulturlandschaft verleihen dürfen. Wie wenig kennen jene Volksgenossen unsere Provinz, die des Glaubens leben und ihn leider nicht immer für sich behalten, unsere Ostmark sei eine kulturlose Öde, wo slawische Bauern ein rein animalisches Dasein führten, unberührt von dem Wehen jenes hohen Geistes, der die grüne Erde zu seiner sinnigen und stimmungsvollen Werkstatt macht.

Es ist nicht schwer, dem Danziger ein Gefühl davon zu vermitteln, was wir unter einer Kulturlandschaft zu verstehen haben, höchstens könnte es sich darum handeln, ihn zum Bewußtsein der Tatsache zu bringen, daß sich sein ganzes Leben an alten Kulturstätten abspielt. Oder haben nie Geistesstimmen zu ihm gesprochen, wenn er am sonnigen Herbstsonntag unter den alten Kastanien des Katharinenkirchhofs stand, nur verträumte Fliegen durch den Sonnenglast summten, der schier übermächtig herabflutete,

und mit einem Male hoch droben Glockenstimmen lebendig wurden? Oder ward ihm nie eigen zumute, wenn er in lauer Hochsommernacht zwischen den hochgiebeligen Häusern der Brotbänken- oder Frauengasse heimwärts pilgerte, die hohen, hohen Fenster im Mondschein glänzten, die Wasserspeier über den begrünten Beischlägen so seltsame Fratzen schnitten und plötzlich ein Wehen sich aufmachte, daß die alten Linden gar geheimnisvoll raunten und rauschten? —

Ob du von der Höhe des Bischofsberges über die turmreiche Stadt hinweg zur nahen Ostsee hinüberschaust, ob du von der Radaune grasigem Ufer zu St. Albrechts Bergkapelle emporsteigst oder auf Pelonkens Höhen aufhorchend den Schritt hemmst, wenn die Vesperglocken der Olivaer Klosterkirche in den Waldfrieden hineintönen; hier wie dort weilst du inmitten einer durchgeistigten Kulturlandschaft, wo längst entschlafener Ahnen Hauch leise, wie segnend, deine Stirn berührt.

Als ich seinerzeit meinen Wohnsitz von Konstantinopel nach Marienburg verlegte, versicherte mich mancher seiner Teilnahme, weil ich von einer Stätte, die Natur und Menschenhand mit köstlichen Reizen geschmückt haben, in eine eintönige, waldlose Ebene ziehen sollte. Und ich will es zugeben, daß es mich anfangs auf dem Nogatdamm und in den Triften der Niederung unruhig umhertrieb, als suchte ich etwas, das ich halb unbewußt vermißte. Aber allgemach fühlte ich mich auch in Marienburg daheim, und oft genug, wenn ich an glühendem Hochsommernachmittag auf dem Parcham der Burg in der Gesellschaft von alten Zinnen und jungen Rosen stille Rast hielt, wenn ich am Maimorgen von den Nogatkämpen über Wiesen, deren Grün unter dem Gold der Butterblumen fast verschwand, zur Marienburg hinüberblickte, ging alle Sehnsucht in meiner Brust zur Ruhe.

Die Kulturlandschaft hatte mich in ihren Bann gezogen und entschädigte mich, je länger, je mehr, für das Fehlen sonniger Hügel, rauschender Wälder. Denn fast immer bedarf es längerer Zeit, bis wir zu solcher Umgebung ein inneres Verhältnis gewonnen haben. Für den hastigen Reisenden, der mit einem Schwarm von Weggenossen zur Akropolis hinaufsteigt, bedeutet das hohe Werk nur eine Sehenswürdigkeit wie andere auch. Der Nordländer aber, der Jahr und Tag in Athen weilte und auf den Stufen des Parthenons träumte, wenn dessen Säulen beim Kuß der jungfräulichen Eos erröteten, der dort gedämpften Schrittes einherwanderte, wenn der Mond den Trümmern gespenstisches Leben lieh, wird beim Abschied den Tränen kaum wehren können. Als ich zum erstenmal die Riesenmoscheen Stambuls schaute, spürte ich kaum mehr als ein Gefühl, gemischt aus Befremden und Bewunderung. Und wie eigen ward mir ums Herz, als ich zum letztenmal auf dem stimmungsvollen Marktplatz vor Mehmeds marmorner Moschee saß, im Schatten eines Erdbeerbäumchens meinen Kaffee schlürfte und des Imams Gebetsruf langsam verhallend zu mir herübertönte!

Wer vermöchte das Wesen solcher alten Kulturstätten zu ergründen! Zwei Jahrzehnte verlebte ich in Danzig, meine Jugend, des Lebens empfänglichste Zeit, und doch wissen mir seine hohen Giebel, seine ragenden Kirchen noch immer etwas Neues zu erzählen, wenn ich — mit alten Freunden soll man im Alltagslärm keine gemütliche Zwiesprache pflegen — im Sabbathfrieden, in stiller Mondnacht zu ihnen emporschaue.

Uraltes Kulturland umgibt uns allerorten an den Ufern der Weichsel, in den breiten Ebenen ihres Deltas. Menschenwerk sind die gewaltigen Dämme, welche die Niederungen längs des Stromes gegen die Gewalt des Hochwassers schützen sollen, Menschenhand pflanzte das Weidendickicht auf den Kämpfen, das die einsamen Altwasser so freundlich umhegt, Menschenhand baute die kurzen Steinmolen der Buhnen, die, umlagert von gelbem Sande, aus dem sommerlich flachen Strome emporragen, und Menschenwerk sind auch die alten Warttürme der Ordensburgen und die freundlichen Städte, die vom hohen Ufer ins breite Flußtal hinabschauen. Und nirgends bleiben wir mit unseren Gedanken und der Natur allein. Versinkt Culms hochragende Stadtmauer im Nebel der Ferne, so winkt uns vom Graudenzer Schloßberg schon der verwitterte Klimmeck, und ehe wir noch die roten Mauern und grünen Wälle der sturmgeprüften Feste Courbière aus dem Auge verlieren, grüßt uns von freier Höhe schon das laubgrüne Neuenburg. Mögen hier und da — wir denken etwa an die Teufelsberge unterhalb von Schwetz und die Bingsberge nördlich der Ossamündung — die Uferberge noch so ernst und starr auf uns herabschauen, wir fühlen es trotzdem: in diesem Tale begründete der Mensch seine Herrschaft, indem er dem unbändigen Strom sein sanftes und doch festes Joch auferlegte und die blitzende Schar des Pfluges in das tiefschwarze Neuland drückte. Was hilft der starken Tochter der Karpathen ihre wilde Naturkraft, wenn leicht und keck wie ein Jünglingsgedanke das Maßwerk eiserner Gitterbrücken in luftiger Höhe über der brausenden Woge und den knirschenden, reibenden Schollen hinwegführt? Und müssen wir nicht auch die ganzen, breiten Werder als Kulturlandschaft bezeichnen? Ohne die zähe Arbeit des Menschen wären sie fieberhauchender Sumpf und hopfendurchwirktes Weidicht, in dem der Biber sich heimischer fühlte als der Herr der Erde. Strotzt hier im Sommer Wiese und Feld, Baum und Garten von der Fülle des Saftes, so spürst du doch überall die ordnende Hand des Menschen, von dessen Walten auch die stumpfen, trutzigen Kirchtürme zeugen, die, eng gesellt, über reichen Dörfern Wache halten.

Wie ein Gau durch die Zeugen menschlicher Kulturarbeit vergeistigt und geadelt wird, begreifen wir am besten in den Teilen der Provinz, wo wir ihnen am seltensten begegnen. Ist doch das abfällige Urteil, das mancher mitteldeutsche Gast über Westpreußen fällte, nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen, daß die Berliner Eisenbahn zwischen Schneidemühl und Pr. Stargard Gebiete durchkreuzt, in denen Natur und Geist mit ihren Gaben

gleicherweise kargten. Wie würden die Fremden den Ruhm unserer Heimat singen, wenn sie zur goldenen Sommerszeit ein schmucker Dampfer an Culm, an Graudenz, an Fiedlitz vorüber von Thorn nach Danzig getragen hätte!

Als der Teil unserer Provinz, der auf fremde Gäste die größte Anziehungskraft ausübt, müssen wir wohl ihre hochgetürmte Hauptstadt und die bäderreiche Küste der Danziger Bucht bezeichnen. Auch von der westpreußischen Küste lernen die Fremden gemeinhin nur einen recht winzigen Teil kennen, dessen gepriesener Mittelpunkt das glänzende Zoppot bildet. Wir wollen die hohen Reize dieses Küstenstriches, die bachdurchrieselten Täler des pommerellischen Berglandes, die laubreiche Kliffküste unterhalb von Koliebkken und das trutzige Vorgebirge bei Adlershorst ganz gewiß nicht herabsetzen. Aber auch anderswo ist unsere Ostseeküste eines Besuches wohl wert. Wie wenige Danziger gibt es, welche die weltentlegene Nehrung durchstreift haben, die den schilf- und entenreichen Lebasee vom Meere trennt. Und doch bedürfte es nicht der hinterpommerschen Hochdünen, die an Größe und Wucht hinter den kurischen nicht allzu viel zurückstehen, um dieser weltfernen Gegend eigenen Reiz zu verleihen. Kennt ihr die seltsamen Macchien unserer baltischen Strandheide? Rauschbeeren bilden sie, Besenginster und Brombeergestrüpp, zartästige Birken und Weiden und unseres Nordlandes Lorbeer, der schönblättrige, duftende Porst. Schon deswegen verlohnte der Sarbsker Strandsee einen Besuch. Doch seine Ufer bieten noch mehr, denn wenn du dich an dem zarten Filigran der Blätter, Blüten und Früchte sattgesehen hast, kannst du zum Gipfel der gelbleuchtenden Düne emporsteigen, die ihr Knie dem Uferwalde in den Nacken drückt, und weit hinausschauen auf seine blinkende, waldumsäumte Fläche, über die der Wanderfalk gellenden Rufes dahinstürmt. Und welch verschwiegene, buschumhegte Weiher sind dort entstanden, wo das Grundwasser unter dem Druck der Riesendünen auf der Leeseite zutage tritt! Seerose schwimmt dort neben Seerose, und des Laubsängers rieselndes Lied lullt dich in Schlaf, wenn du dir im Schatten ein Ruheplätzchen gesucht hast. Nur ein paar Meilen haben wir von da ostwärts zu wandern, um die seltsamen, wie vom Bildhauer gemeißelten Hochebenen der Kämpen zu erreichen, welche das Gletscherwasser dereinst aus der Grundmoräne herausgewaschen hat. Von wo aus könnten wir die Natur und Bodengestalt der Halbinsel Hela besser studieren als von der ragenden Warte des Oxhöfter Vorgebirges? Noch mehr gibt es für den Fremdling zu schauen, wenn er bei Plehnendorf auf hoher Düne rastet und seinen Blick über den schwermütigen Archipelagos sandiger Inseln hinweggleiten läßt, die sich vor der alten Weichselmündung gebildet haben, getrennt von schilfreichen Wasserarmen, in denen allerlei Gefieder sichere Niststätten fand. Wohl verlohnte es sich, auch an der Dünenküste der Nehrung noch genauere Umschau zu halten, wo vier, fünf Dünenwälle hintereinander emporschwellen, zwischen denen in geschützten Tälern hohe Kiefern prächtige Haine bilden, aber einmal fänden wir überhaupt kein Ende, wollten wir an nichts Bemerkens-

wertem vorübergehen, und zum anderen tragen wir uns schon lange mit dem Gedanken, die Küste der Nordostmark zum Gegenstande einer besonderen erdkundlichen Abhandlung zu machen.

So wollen wir denn am Gestade der Ostsee — mehr denn je ist sie in diesem Jahre ein deutsches Meer geworden — von den Fluren der Provinz Westpreußen Abschied nehmen. Sie erschöpfend zu schildern, konnte nicht unsere Aufgabe sein; dazu hätten wir wohl mehr Stunden bedurft als uns Minuten zur Verfügung standen. Daß wir sogar an vielen wichtigen Dingen vorübergingen, wird jedem klar werden, wenn wir nur Begriffe nennen wie die westpreußische Wassermühle; die westpreußische Großindustrie und Schiffahrt. Auch so eigenartige Naturgebilde wie der Drausen- und der Zarnowitzer See könnten sich über unsere Teilnahmslosigkeit beklagen. Aber trotz all diesen Mängeln ist dem einen oder anderen unserer Zuhörer vielleicht doch soeben der Gedanke gekommen, sich selber zu guter Stunde in dem schlichten Lande, wo seine Wiege stand, genauer umzusehen. Auch in Zukunft werden uns Westpreußen schwere Zeiten nicht erspart bleiben, und ebenso wie unsere Ahnen werden auch die Enkel oft genug zur Wehr greifen müssen, um des Vaterlandes heilige Mark zu schützen. Auch wir Naturforscher und Erdkundigen sollten dazu mitarbeiten, daß sie dann nicht nur dem hohen Gebote der Pflicht, sondern auch dem starken Zuge des Herzens folgen. Nicht zum wenigsten, um das zu erreichen, treiben wir ja Heimatkunde. Gebe Gott, daß auch aus dieser Wurzel sich die edle Blüte der Heimatliebe zur Sonne hebe!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften der Naturforschenden Gesellschaft Danzig](#)

Jahr/Year: 1918

Band/Volume: [NF_14_4](#)

Autor(en)/Author(s): Braun Fritz

Artikel/Article: [Die geographischen Bedingungen des westpreußischen Landschaftsbildes 102-123](#)